



„Das Ziel ist die Musik“

Leonard Bernstein war eine Lichtgestalt, ein Erleuchteter, der mit seinem musikalischen Schaffen die Welt umarmte. Die Firma Sony hat dem Allroundkünstler nun eine große Edition gewidmet. Julia Spinola erklärt, was Leonard Bernstein auch heute noch so besonders macht.



Foto: Altaffer/DG

Bevor Leonard Bernstein auf der Höhe seiner Karriere 1970 am Theater an der Wien den „Fidelio“ dirigierte, versenkte er sich aus einem selbstzweifelnden Gefühl der Ehrfurcht heraus solange in Briefe und Memorabilia von Beethoven, dass er irgendwann glaubte, selber taub zu sein. „An einem Punkt dachte ich: ‚Ich kann die zweite Oboe nicht hören‘ (es stellte sich heraus, dass sie nicht gespielt hat-

te)“, bekannte er nach der Premiere in einem Interview. „Dann dachte ich, das Werk sei tatsächlich von mir geschrieben worden. Ich stellte mir das erste Publikum in diesem Theater vor, die französischen Soldaten, ihre Gleichgültigkeit und sogar Feindseligkeit gegenüber der Premiere. Es war geradezu beängstigend, wie in einem schlechten Traum. Diese quälenden Beethoven’schen Zweifel. Am Abend der Premiere identifizierte ich mich so stark, dass ich mich so fühlte, als dirigiere ich mein eigenes Werk.“

Gustav Mahlers schönen Aphorismus – Tradition sei die Weitergabe des Feuers und nicht die Anbetung der Asche – würde heute wohl selbst der konservativste Erbsenzähler unter den Interpreten für sich in Anspruch nehmen wollen. Von Thomas

Morus über Benjamin Franklin bis Ricarda Huch ist dieser Satz quer durch die Jahrhunderte in zahlreichen Varianten immer wieder beschworen worden. Aber kaum einer hat so lustvoll Ernst gemacht aus dieser Forderung, wie der musikalische Universalist und Weltbeglückter Leonard Bernstein. Sein Feuer brannte so leidenschaftlich, dass die genialischen Funken gleich in die diversesten Ecken des ansonsten wohlsortierten Musikbetriebs flogen. Kein anderer Musiker, nicht einmal der vielseitig begnadete Daniel Barenboim, hat sein Talent in einer ähnlichen Bandbreite umgesetzt, ja geradezu verschwendet. Bernstein entflamte das Publikum am Broadway ebenso wie jenes der Carnegie Hall, er entflammte die Menschen mit seinen populären Fernsehauftritten und mit den bahnbrechenden Vorlesungen, die er an der Harvard University hielt; er wirkte als Pianist, als Dirigent, als Komponist von Sinfonien wie von Musicals, als Musikvermittler und Pädagoge – und nicht zuletzt als brillanter Autor. Zu seinen Bewunderern zählten so unterschiedliche Gemüter wie Michael Jackson und Helmut Schmidt. War er deshalb ein unseriöser „Tausendsassa“, ein „Fünfkämpfer unter den Tonkünstlern“, wie

Keiner hat das Feuer so lustvoll weitergetragen wie der Weltbeglückter Leonard Bernstein

ihm von manchem Kritiker spöttisch vorgeworfen wurde? Bernsteins eigene Antwort auf diese Frage geriet in ihrer offenen Selbstbezüglichkeit so entwaffnend wie seine hoch emotionalen, stets vom dringlichsten Ausdrucksbedürfnis zeugenden Anverwandlungen des Repertoires. „Es ist mir unmöglich“, so rechtfertigte er sich einmal, „ausschließlich Dirigent, Komponist, Theaterautor oder Pianist zu sein. Das, was mir in einem bestimmten Augenblick als richtig erscheint, ist genau das, was ich tun muss. Denn das Ziel ist die Musik und

nicht die Konventionen des Musikgeschäfts, und die Mittel sind meine rein persönliche Angelegenheit“. Als Komponist der „West Side Story“ eroberte Bernstein 1957 zunächst den Broadway, dann die Musicalbühnen der ganzen Welt. Wie selbstverständlich komponierte er daneben auch Sinfonien, Kammermusik und Liederzyklen.

Geboren 1918 in Lawrence, Massachusetts, als Sohn russisch-jüdischer Einwanderer, die vor den Pogromen aus der Ukraine in die Vereinigten Staaten geflohen waren, musste Bernstein seinen Berufswunsch gegen den heftigen Widerstand des Vaters durchsetzen. Vater Samuel Bernstein war ein Vertreter für Kosmetikartikel, der sein Leben im Spannungsfeld von glühender Religiosität und überlebensnotwendigem Geschäftssinn führte, und der sich keinerlei Sinn für die Extravaganzen seines hypersensiblen Sohnes leisten konnte.

Das musikalische Talent des Jungen wird erst entdeckt, als eine Tante ihr Klavier bei den Bernsteins unterstellt. Da ist Leonard – dem bislang nur die Musik der Synagoge Tränen in die Augen getrieben hat und der den Wunsch hegte, Rabbiner zu werden – bereits zehn Jahre alt. Doch er versenkt sich sogleich so besessen in die Musik, dass ihm bald die besten Ausbildungsinstitute offen stehen. Nach einem Musikwissenschaftsstudium an der Harvard University, besucht er das Curtis Institute of Music und das Berkshire Music Center,



Foto: Suesch Bayat/DG



Foto: Evans/DG

wo er Klavier, Komposition und Dirigieren studiert. Von Fritz Reiner, dem wegen seiner Strenge gefürchteten Chef des Pittsburgh Symphony Orchestra und späterem Leiter der Metropolitan Opera, erhält er seine interpretatorischen Maßstäbe, während der Sommerferien studiert er bei Serge Koussevitzky in Tanglewood, der ihn 1942 zu seinem Stellvertreter ernennt. 1943 wird er Assistent von Artur Rodzinski beim New York Philharmonic Orchestra und erhält kurz darauf jene Chance, die ihm zum Durchbruch verhilft. Nach einer Station als Leiter der New Yorker Sinfoniker und zahlreichen Gastdirigaten bei den bedeutenden Orchestern der Welt übernimmt er 14 Jahre nach diesem ersten großen Erfolg als Nachfolger von Dimitri Mitropoulos selber die Chefposition des New York Philharmonic Orchestra, wo er zugleich als Direktor der Konzerte der jungen Mitglieder dieses Orchesters Furore macht. Die von Bernstein fürs Fernsehen moderierten und geleiteten

„Young People's Concerts“ avancieren zu legendären Ereignissen, die in 29 Länder ausgestrahlt werden und nicht nur die amerikanische Musikkultur entscheidend bereichern.

Als brilliantem Musikvermittler gelang es Bernstein, Musik für Laien erfahrbar zu machen, ohne sie zu banalisieren, indem er ihre Gehalte mit seiner rhetorischen Leichtigkeit in die Lebenshori-zonte der Zuhörer übersetzte und ihren Funken charismatisch überspringen ließ. Bernstein hat mit diesen Pioniertaten in einem Bereich, der heute als „Education“-Zweig der Konzert- und Opernhäuser institutionalisiert ist, Maßstäbe gesetzt, an denen sich die heutige Praxis noch abarbeiten muss. Beflügelt hat ihn dabei nicht nur sein Enthusiasmus für die unerschöpflichen Reichtümer der Musik, sondern auch der tiefe Glaube an die Machbarkeit des Guten, eine Überzeugung, dass allen Menschen eine „Liebe zum Lernen“ angeboren sei. Bernstein war bekanntlich überzeugt da-

Bernsteins Talent mit Menschen umzu-gehen war mindestens so ausgeprägt wie sein musikalisches. Die Orchester liebten die Zusammenarbeit mit „Lenny“ – der sich daneben noch in maßstabsetzender Weise dafür einsetzte, junge Menschen für die Musik zu begeistern.

von, dass die Unterscheidung in U- und E-Musik unsinnig sei, weil es nur „gute und schlechte Musik“ gebe. Im gleichen Sinn war ihm auch jeder Elitismus im Umgang mit seinem Publikum fremd. Für Bernstein hatte Musik eine geradezu existenzielle Relevanz, die ihn dazu drängte, seine Entdeckungen jederzeit möglichst mit der ganzen Welt zu teilen. Ob dies mit Fachleuten, Repräsentanten der Society, Studenten oder jener Schar von Fans geschah, die ihn nach seinen Konzerten bestürmte, spielte dabei keine grundsätzliche Rolle.

Als Professor des Norton-Lehrstuhls für Poetik hielt Bernstein 1973 sechs Vorlesungen in Harvard, in denen er seine Überzeugung, dass die Fähigkeit, Musik zu verstehen, jedem Menschen angeboren sei, auf wissenschaftliche Beine stellte. In Anlehnung an Noam Chomskys Theorie einer generativen Transformationsgrammatik entwickelte Bernstein eine Erzeugungsgrammatik der Musik als einer Universalsprache, deren Bestandteile – Phonologie, Syntax, Semantik – er an konkreten Werken erhellte. Lange bevor die „Inter-Disziplinarität“ zum modischen Schlagwort verkam, überwand er in diesem Ansatz jene musikwissenschaftlichen Analyseverfahren, die Gefahr laufen, das musikalische Werk fein säuberlich auf seine akustischen, harmonischen, kontrapunktischen, melodischen oder formalen Schemata zu reduzieren – und so im Ganzen zu verfehlen. Dass auch diese Vorlesungen fernsehgerecht aufbereitet und in alle Welt gesendet wurden, hat ihrem Anspruch keinen Abbruch getan.

Wie Herbert von Karajan war auch Bernstein ein Star des anbrechenden Medienzeitalters, eine pausenlos den Globus umrundende Kultfigur des Jet-Sets. Aber die Gegensätze zwischen dem peniblen Verwalter des eigenen Musikimperiums, der zunehmend seiner immer hermetischeren HiFi-Ästhetik erlag, und dem werk- und weltumar-

Die große Leonard Bernstein Box

Nach der Symphony Edition kommt nun eine weitere, 80 CDs schwere Leonard Bernstein Box von Sony ins Haus mit sämtlichen anderen Orchester-Alben, die Bernstein zwischen 1950 und 1976 in New York aufgenommen hat. Die Sammlung von Konzerten, Ouvertüren, Sinfonischen Dichtungen und anderen Orchesterwerken spiegelt mit Musik von Vivaldi und Bach über Mozart, Brahms und Beethoven bis zu Ligeti, Dallapiccola und Berg, mit Märschen, Ouvertüren und Tänzen quer durch die Musikgeschichte, mit „Russischen“ und „Amerikanischen Meistern“ sowie Bernsteins eigenen Werken die ganze Repertoirevielfalt des musikhungrigen Eklektizisten. Nicht alles – etwa eine arg füllig und konventionell wirkende Bizet-CD mit den „Carmen“- und „L'Arlésienne“-Suiten, das etwas zu undifferenziert geratene Tschaikowski-Violinkonzert mit Isaac Stern – zeigt Bernstein auf genialischer Höhe. Auf den meisten Einspielungen jedoch erweist er sich als ein zur Musik verführender Meister des dringlichsten, hoch dramatischen und stets authentischen Ausdruckswillens. Wunderbar intim, transparent und spannungsvoll klingen die Beethoven-Klavierkonzerte Nr. 3 und Nr. 5 mit Rudolf Serkin. Die schier verzaubernde Aufnahme von Mozarts Klavierkonzerten Nr. 15 und Nr. 17 aus dem Jahr 1956 mit Bernstein als Pianist und Dirigent in Personalunion zählt zu den schönsten Interpretationen dieser Werke. Faszinierend ist auch der Mitschnitt des Konzerts vom 6. April 1962 aus der Carnegie Hall, weil er das Vorurteil vom angeblich bloß eitlen Selbstdarsteller korrigiert. Bernstein wandte sich vor dem Konzert ans Publikum, um – charmant und amüsant wie stets – zu erklären, dass er sich von Glenn Goulds höchst „unorthodoxer“ (und in der Tat unerträglich verschleppter und wagnerisch dröhnender) Auffassung des ersten Klavierkonzerts von Brahms distanzieren. Er erachte sie aber als außergewöhnlich und interessant genug, um sie zur Diskussion zu stellen. Das Publikum sei also aufgefordert, sich mit ihm auf ein musikalisches Abenteuer einzulassen. So etwas konnte nur ein Bernstein.



menden Ekstatiker, dessen schöpferische Energie eigentlich gleich mehrere Leben hätte füllen können, hätten krasser kaum sein können. Ein einziges Mal nur dirigierte Bernstein die Berliner Philharmoniker, die ihm – wie sich der Kontrabassist Rudolf Watzel erinnerte – vorkamen wie eine „schöne, aber kalte Frau“. Zu verschieden waren die Temperamente der von Karajan gedrillten Elitemusiker und des in ihren Augen befremdlich exzentrisch sich gebärdenden „Lenny“, der türkisfarbene Armbänder und Goldringe trug, und der, wenn er dirigierte, immer ein wenig aussah, als wolle er das Orchester abküssen und umarmen. Seinen letzten großen Auftritt in Deutschland hatte er nach dem Fall der Berliner Mauer. Weihnachten 1989

dirigierte er mit einem international besetzten Orchester Beethovens Neunte – und ließ den Chor in Abwandlung von Schillers Ode aus aktuellem Anlass „Freiheit schöner Götterfunken“ singen. Seine Gedenk-Tournee zum Jahrestag des Atombomben-Abwurfs 1985 in Hiroshima und Nagasaki, die er in Hiroshima mit einer Aufführung seiner Dritten, seiner „Kaddish“-Sinfonie eröffnete, wurde von manchem Kritiker als obszöne Selbstinszenierung empfunden. Dass er in Wahrheit ohnehin

womöglich ein „Filou“, ein „moderner Rattenfänger“, ein Blender mit „Tingeltangel-Gehabe“ gewesen sei, hinter dessen Glamour in Wahrheit nur eine „Dreistigkeit namens Chuzpe“ gesteckt habe, argwöhnte einmal eine deutsche Kritik mit gelinde antisemitischen Untertönen. Der feinfühligke Joachim Kaiser rückte die Dinge in seinem Nachruf auf Bernstein, der am 14. Oktober 1990 in Manhattan starb, in die richtige Perspektive. „Er fühlte stärker, er hatte ein heißeres Herz als wir anderen, ärmeren Erdenbürger“, schrieb er bewundernd.

**„Er fühlte stärker,
er hatte ein heißeres
Herz als wir
anderen, ärmeren
Erdenbürger“**

Tatsächlich hat sich Bernstein mit diesem glühenden Herzen in alle Richtungen verschwendet und verschlissen, in seinen Auftritten, seinen Kompositionen, seinen Schriften und seinen politischen Äußerungen ebenso wie in seinem in jeder Hinsicht ausschweifendem Leben. Dass diese Haltung mehr als eine Allüre war, davon zeugt nicht nur die mitreißende Kraft unzähliger Aufnahmen, sondern auch Bernsteins politische und soziale Initiative, seine aufrichtige Bekümmertheit um den Zustand der Welt. Regelmäßig ließ er einen großen Anteil seiner Gagen gemeinnützigen Organisationen wie Amnesty International zukommen, spendete das hoch dotierte Preisgeld des Siemens Musikpreises der musikalischen

Nachwuchsförderung an amerikanischen Universitäten und verzichtete auch immer wieder ganz auf Gage, so etwa beim Schleswig Holstein Musikfestival, für das er sich sehr einsetzte. Beim ersten Schleswig Holstein Musikfestival war es auch, dass Bernstein sich anlässlich seiner Aufführung von Haydns „Schöpfung“ an das Publikum wandte, um ein flammendes Plädoyer für den Glauben an jene verändernde Kraft des menschlichen Geistes zu halten, die wohl zeitlebens seine innerste Triebfeder war. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Was für Worte!“, sagte er. „Und als Höhepunkt die allerhöchste Schaffung – der Mensch: Männlich und weiblich schuf er sie. Er (oder sie) besaßen die persönliche Prägung Gottes, waren nach seinem Ebenbild geschaffen worden. Deshalb war es unausbleiblich, dass sie nach seinem Wissen streben würden... Wir können nicht anders. Wir müssen einfach in den Apfel beißen. Hier stehen wir also, Jahrtausende später, voller Wissen und Sünde und nuklearer Strahlung. Für mich ist eines ganz sicher – dass wir uns jetzt eine andere Art des Wissens aneignen müssen: das geistige Gegengift gegen jenes paradiesische Apfel-Gift, und dieses Wissen besteht darin, wie wir das Wissen, das wir schon besitzen, zu beherrschen lernen. Andernfalls liegt nichts als Dunkel vor uns. Deshalb müssen wir also, mit Gott, darauf bestehen, dass es Licht werde.“